

rads als Kernnetzwerk verwandtschaftlicher Beziehungen an Stelle der Vorstellung eines Geschlechts der Staufer.

Zentrale Elemente der Herrschaft Konrads III. untersucht Wolfram Ziegler in seinem Aufsatz „Hof und Urkundenvergabe unter König Konrad III. (1138–1152)“. Anhand der Urkunden rekonstruiert Ziegler sowohl die Itinerarorte Konrads als auch die Urkundenempfänger und Hoftags- und Hofbesucher, um so die Einflussphäre Konrads aufzuzeigen. Es kristallisiert sich der Zusammenhang von Präsenz und Bindekraft klar heraus, dessen Wirkung vor allem in Franken, Schwaben, Lothringen, Bayern, Österreich und Thüringen in der Regierungszeit Konrads greifbar wird.

Einen wichtigen Aspekt zur Herrschaft Konrads III. beleuchtet Knut Görlich unter der Überschrift „Staufer, Zähringer und der Aufbruch Konrads III. zum Kreuzzug“. Görlich arbeitet hierbei vor allem die erfolgreichen friedentiftenden Bemühungen des Königs als Vorbereitung auf den Kreuzzug hervor, die entsprechend einer vermeintlich spontanen Kreuznahme Konrads entgegenstehen. Teil dieser Aktivitäten war die Beilegung des Konflikts zwischen dem Schwabenherzog Barbarossa und Konrad von Zähringen und deren Involvierung in das Kreuzzugsgeschehen, um so ein geordnetes Reich zurücklassen zu können.

Beschlossen wird der Band durch Hubertus Seiberts Ausführungen zum Thema „Der erste staufische Herrscher – ein Pfaffenkönig? Konrads III. Verhältnis zur Kirche seiner Zeit“. Konrad, so Seibert, hatte vor allem um die Konkurrenz des aufsteigenden Papsttums als Beurkundungsinstanz zu ringen, erfüllte aber trotzdem wohl weitgehend die Erwartungen der Vertreter der Reichskirche durch seine Privilegienpolitik und seine Unterstützung der Kirche. Die Nähe Konrads zur Reichskirche verdeutlicht sich im Kreis seiner Berater und seinem Vorgehen gegen die Missstände im Vogteiwesen. Seibert folgert schlüssig, dass das negative Bild Konrads in Bezug auf seine Kirchenpolitik zu revidieren ist.

Der Band greift aktuelle Ansätze der Forschungen zur Stauferzeit auf und vertieft erfolgreich die vorhandenen Bemühungen, Konrad III. von der Sicht des 19. Jahrhunderts auf seine Herrschaft zu befreien. So gelingt es, durch die ausgewählten Aspekte die Bewertung des Königtums Konrads weiter zu akzentuieren und auf bewährte Weise einem breiten Publikum zu präsentieren.

Verena Türck

Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich (Archäologie und Geschichte 18, Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 79). Hg. von Erik Beck, Eva-Maria Butz, Martin Strotz, Alfons Zettler, Thomas Zotz. Ostfildern: Jan Thorbecke 2012. 429 S. mit zahlr. Abb. ISBN 978-3-7995-7368-9. € 69,-

Der Band gibt Vorträge einer Tagung von 2009 in Bolschweil – St. Ulrich, ergänzt durch einige zusätzliche Beiträge, wieder. Die Tagung fand im Zusammenhang mit dem großen Projekt eines flächendeckenden Burgeninventars für den Breisgau statt, von dessen vier Bänden drei bereits erschienen waren – das erste Vorhaben dieser Art in Baden-Württemberg und eines der wenigen in Deutschland und den Nachbarländern. Die Tagungsbeiträge enthalten einerseits Erkenntnisse, die bei der Bearbeitung des Inventars gewonnen wurden, andererseits neue Ergebnisse, Methoden, Aspekte und Arbeitsmittel der mittelalterlichen Burgenforschung in Deutschland überhaupt und darüber hinaus. Ein wichtiges Prinzip des Inventars und der Tagung war die vorbildliche Zusammenarbeit von Historikern, Archäologen und Bauforschern.

Alfons Zettler leitet den Band ein mit „Bemerkungen“ zum Freiburger (heute Freiburg-Dortmunder) Burgenprojekt, das unter der Leitung von Karl Schmid begonnen wurde (S. 1–16). Anlass war die Vorbereitung der Zähringer-Ausstellung von 1986, bei der man ein ungenügendes Wissen über die Burgen der Herzöge selbst wie ihrer Gefolgsleute und Ministerialen feststellte. Man begann sofort interdisziplinär in Zusammenarbeit mit Archäologen und in Verbindung mit dem Denkmalamt. Auf ein detailliertes Schema für das Inventar verzichtete man und beschränkte sich auf zwei Rubriken (Beschreibung – Geschichte), um für individuelle und differenzierte Fragen offen zu bleiben. Inzwischen hat das Projekt eine breite Aufmerksamkeit erhalten und entsprechende Wirkung entfaltet.

Die erste Gruppe der Beiträge steht unter dem Titel „Grundlagen und Anfänge des mittelalterlichen Burgenbaus“. Die Errichtung von Burgen über spätantiken römischen Baustrukturen ist Thema von Lukas *Clemens* vorwiegend für den Moselraum (S. 19–39) sowie von Erik Beck für den Breisgau und das Elsass (S. 41–70). In diesen Landschaften erheben sich eine Reihe von Höhenburgen an der Stelle von spätromischen Vorgängerbauten, in der Eifel und im Hunsrück sind diese für 37 Burgen nachgewiesen. Im flachen Land nennt Clemens Beispiele für Burgen und Adelsbauten über römischen Kastellen, Palästen, Stadttoren, Theatern und Thermen, besonders in und um Trier. Beck macht für die Burg Sponeck im Breisgau wahrscheinlich, dass eine spätantike Mauer erhalten war und Bestandteil der Burgmauer wurde. Die Wasenburg im Elsass über Niederbronn steht offensichtlich an Stelle eines antiken Merkurheiligtums, denn hier wurden zahlreiche Flachreliefs und Inschriftensteine gefunden, und eine Weiheinschrift am Felsen ist bis heute erhalten.

Der Burgenbau auf römischen Überresten hatte nach Clemens nicht nur gewisse Bauvorteile. Auf einem Trierer Siegel des 13. Jahrhunderts wird eine spätantike Palastaula, die der Erzbischof nutzte, als achtungsgebietendes Denkmal gezeigt (S. 35). Trierer Ministeriale nannten sich nach ihren Wohntürmen in antiken Bauwerken *de Herreo*, *de Palatio* oder *de Castello*, Kölner Ministeriale *de Porta lapidea*. Familien, die keine römischen Ruinen nutzen konnten, verwandten römisches Abbruchmaterial, imitierten antike Bauweisen und benutzten Spolien, wie am „Frankenturm“ in Trier aus dem 12. Jahrhundert heute noch zu sehen ist. Römische Bauteile erinnerten an eine verehrungswürdige Tradition und trugen zur eigenen Repräsentation bei.

Jacky *Koch* behandelt als Archäologe einige frühe elsässische Burgen (S. 71–88), Matthew *Strickland* den imposanten Donjon von Chepstow im Grenzgebiet von England und Wales aus der Zeit um 1067 bis 1087.

Burgen in Niederungen auf künstlich aufgeschütteten Hügeln, sogenannte Motten, früher auch als „Turmhügelburgen“ bezeichnet, werden von Martin Strotz vorgestellt (S. 111–138). Während im Elsass über 70 Motten durch sorgfältiges Beobachten und Nachforschen bekannt sind, ist die Forschung in anderen Gebieten, auch im Breisgau, noch in den Anfängen. Immerhin hat Strotz jetzt 12 gut oder wahrscheinlich bezeugte Beispiele im Breisgau und 7 in der Ortenau festgestellt (S. 117). Die zurückliegende Forschung am Niederrhein hat Motten als besonders frühen Burgentyp angesehen und sie zum Teil ins 11. Jahrhundert datiert. Strotz nimmt auf Grund von Lesefunden und weiteren Beobachtungen an, dass es sich um Niederadelsburgen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und dem Spätmittelalter handelt. Die ebenfalls erwähnte Grafenburg Nimburg aus dem 11. Jahrhundert liegt ohne Aufschüttung auf einem Plateau.

Die zweite Gruppe der Aufsätze „Adel und Burg – Burg und Herrschaft“ beginnt mit einem Beitrag von Thomas Zotz über das Thema „Burg und Amt – zur Legitimierung des

Burgenbaus im frühen und hohen Mittelalter“ (S. 141–151). Er nimmt einleitend Bezug auf die These von 1969, die Höhenburg als Residenz von Grafen und etwas später auch von Edelleuten sei als Typ um die Mitte des 11. Jahrhunderts aufgekommen, und andererseits auf Forschungsergebnisse des Archäologen Horst Wolfgang Böhme, nach denen es Adelsburgen schon im 10. Jahrhundert gegeben habe. Von Böhme stammt aber auch der Satz: „Erst im Laufe des 11. und frühen 12. Jahrhunderts gingen die Dynasten ... dazu über, repräsentative Steinburgen als ständige Residenzen zu errichten“ (Burgen der Salierzeit II, 1991, S. 79). Nach ihm haben Adelsgeschlechter (ausgenommen herzogsgleiche Dynastien) im 10. Jahrhundert befestigte Wohnsitze angelegt, die „überwiegend noch aus Holzbauten bestanden“, also ein Typ, den man sonst auch als „feste Häuser“, oft mit Wall und Graben umgeben, bezeichnet. Zu berücksichtigen ist, dass die erstgenannte These, wie im Aufsatztitel steht, für Südwestdeutschland entwickelt wurde, Böhme aber über Hessen und Rheinland-Pfalz arbeitete. Gewisse regionale Unterschiede kann man auch sonst beim Burgenbau feststellen.

Thomas Zotz erinnert an die königliche Befestigungshoheit, die 864 erstmals formuliert und damit begründet wurde, dass Burgen für die Bevölkerung Ausbeutung bedeuten können. Im 10. und 11. Jahrhundert genehmigten Könige gelegentlich Burgen, etwa einem Bischof im Grenzbereich oder einem anderen gegen „Übeltäter“, aber andererseits zerstörten sie immer wieder nicht genehmigte oder rechtswidrig eingesetzte Burgen des Adels. Wie kam es dann doch zu vermehrtem Burgenbau vor allem durch Grafen? Hierzu stellt der Verfasser eine neue Überlegung vor: Die Funktion von Grafen als königliche und kirchliche „Amtsträger“ könnte Burgenbau ermöglicht haben, wenn Burgenbesitz durch den „Amtscharakter“ begründet erschien. Ob das durch delegiertes Recht geregelt war, von Amtsinhabern so ausgelegt oder jeweils vereinbart wurde, muss offen bleiben, denn schriftliche Quellen darüber sind bis jetzt nicht bekannt. Beim Blick über einen größeren Raum ist die Auffassung von Thomas Zotz sicher richtig, für den gräflichen und adligen Burgenbau nicht von einer „punktuellen Zäsur um 1050“ auszugehen (was so auch nicht gemeint war), sondern im Rahmen einer längeren Entwicklung ab etwa der Mitte und der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine Steigerung und Intensivierung anzunehmen. Die archäologische Forschung wird hierzu wohl noch manche konkreten Ergebnisse liefern.

Thomas Zotz weist weiter mit Angabe von Beispielen darauf hin, dass im 11. und 12. Jahrhundert adlige Vogteien über kirchliche und klösterliche Güter vielfach mit nahe gelegenen Burgen verbunden wurden – eine zutreffende Beobachtung, für die es weitere Belege gibt und die die Bedeutung der Burg unterstreicht.

Heinz Krieg bespricht (S. 153–169) nach einer konzentrierten Einleitung über den Aufschwung und die Entwicklung des Adels im 11. Jahrhundert die ältesten Burgen des Breisgaus und ihre Besitzer: Wiesneck (1079, 1096), Kenzingen (1094, 1092), Sölden (ca. 1115, 1130er Jahre?), Zähringen (1128, ca. 1100), Nimburg (1139, 1087) und Eichstetten (Ende 1130er Jahre, ca. 1100). Besitzer waren die „höchstrangigen Vertreter des Breisgauer Adels“, neben dem Herzog von Zähringen Grafen und „grafengleiche“ Freiadlige. Für die Zeit vom mittleren 12. bis zum mittleren 14. Jahrhundert sind 15 weitere Burgen belegt. Acht ihrer Besitzer waren ebenfalls freiadlig, die anderen Ministeriale, die meisten davon im Herrschaftsbereich der Zähringer.

Tobie Walthers beschäftigt sich mit den frühen Quellen für Burgnamen als Familienbezeichnungen (S. 171–200). Man findet sie überwiegend in Urkunden und Notizen schwäbischer Reformklöster, doch sind sie nicht original erhalten, sondern um Jahrzehnte später in Traditionsbücher und „Sammelpergamente“ eingetragen und dabei eventuell verändert und

angepasst worden. Dabei sei, so meint Walther, der Veränderungsspielraum bei gräflichem Adel wohl kleiner, bei Freiadligen größer.

Bernhard Metz berichtet über die Burgen der Bischöfe von Straßburg (S. 201–221), Werner Wild über den Bischof von Basel im Machtkampf gegen Grafen im mittleren 13. Jahrhundert (S. 223–228).

Die Burgenpolitik König Rudolfs von Habsburg untersucht Eva-Maria Butz (S. 229–239). Als Folge der nach den Wirren des Interregnums wieder betonten Friedens- und Rechtswahrung ließ Rudolf zahlreiche Burgen wegen Räuberei zerstören, darunter im Breisgau die Burg Sponeck wegen widerrechtlicher Zollerhebungen. Die Revindikationspolitik führte zur Rückforderung von Reichsburgen mit dem zugehörigen Reichsgut, wobei Rudolf in Oppenheim die Burg Landskron wieder aufbauen ließ. Im Breisgau erhob er Anspruch auf die Burg Zähringen und ließ sie ebenfalls wieder errichten. Butz weist in diesem Zusammenhang auf Vorfahren Rudolfs hin, die eng mit den Zähringern und anderen Herzogsfamilien verwandt waren.

Burgenbesitzende Patrizier aus Breisgauer Städten, besonders Mitglieder der Familie Snewlin in Freiburg, werden von Boris Bigott vorgestellt (S. 241–255). Durch Reichtum, Erwerb herrschaftlicher Rechte und Aufstieg in den Ritterstand waren sie ab etwa 1300 in der Lage, Burgen zu erwerben. Sie blieben jedoch Bürger ihrer Stadt, übernahmen städtische Ämter und schlossen für ihre Burgen Bündnisse mit der Stadt, was eine militärische Stärkung für Freiburg bedeutete.

Nach einer Einleitung über die Bedeutung des Burgenbesitzes für den spätmittelalterlichen Niederadel als Symbol seiner Standesqualität charakterisiert Sigrid Hirbodian vier Vertreter verschiedener Schichten (S. 257–276): die Reichsministerialen von Hirschhorn im 14. Jahrhundert, Franz von Sickingen (1481–1523), den landständischen Oswald von Wolkenstein und die Herren von Hettingen im Kraichgau am unteren Rand des Niederadels. Dass die „ältere Forschung“ Ministerialenburgen vor dem Interregnum nicht wahrgenommen habe (S. 259), sollte nicht als allgemeine Auffassung verstanden werden. Interessant sind die Ausblicke Hirbodians nach Frankreich und England, wo es zwar keine Ministerialität, aber doch untere Adelsschichten gab, die immerhin „feste Häuser“ besaßen.

Um im Spätmittelalter von ritterschaftlichen Burgen ausgehende Gefahren für Frieden und Sicherheit zu vermindern, nutzten die Landesherren, wie Volker Rödel darlegt, Öffnungsverträge und Burgfrieden (S. 279–293). Burgöffnungen gewährten Zutritts- und Nutzungsrechte gegen einen gewissen Schutz. Für das Erzstift Mainz konnte Rödel für 1291 bis 1373 über hundert „offene“ Burgen feststellen. Burgfrieden wurden seit etwa 1300 geschlossen, wenn mehrere Mitbesitzer einer Burg auf ihr wohnten, um gegenseitige Rechte, die Bau-erhaltung, den Aufwand für Wachpersonal und Ähnliches zu regeln. Auch hier gelang es Landesherren, von außen in die Gemeinschaften einzudringen, um Mitsprache und Öffnungsrechte zu erhalten. Öffnung und Burgfrieden ermöglichten also für Landesherren eine gewisse Kontrolle und Neutralisierung der Burgen und für den Niederadel die Erhaltung der für das Selbstbewusstsein wichtigen Burgensitze.

Die dritte Gruppe der Aufsätze enthält Beiträge der Archäologie und Bauforschung: Heiko Steuer beschreibt die archäologisch ergrabene Burg Birchiberg im mittelalterlichen Erzrevier bei St. Ulrich südlich von Freiburg (S. 297–329). In verschiedenen Phasen wurden ein Turm, eine Ringmauer, eine Schildmauer und ein Wohngebäude errichtet. Die Inhaber des Silberabbaus aus der Freiburger Familie Snewlin wohnten zeitweise in der Burg. Steuer untersucht die Kriterien des Typs „Bergbauburg“, vergleicht Birchiberg mit zahlreichen Burgen

in Bergbaugebieten Deutschlands, der Toskana, der Schweiz und kommt zu dem Schluss, dass Birchiberg „ein Paradebeispiel für eine wirkliche Bergbauburg geworden ist“. – Die folgenden Artikel berichten über Grabungen und Bauforschungen auf der Burg Cugagna in Friaul (Holger *Grönwold*), im Schloss Beuggen am Hochrhein sowie auf den Breisgauer Burgen Landeck und Baden über Badenweiler (Stefan *King*, S. 297–354). Bertram *Jenisch* referiert über denkmalpflegerische Aufgaben speziell für Burgruinen (S. 355–368).

In der letzten Gruppe werden verschiedene Themen behandelt: Günther *Stanzl* gibt einen Überblick über Kreuzfahrerburgen und mögliche Einflüsse auf Mitteleuropa (S. 371–389). In der frühen Phase wurden nach westlichem und orientalischem Vorbild Turmburgen, Wohntürme und Ringmauern mit rechteckigen Flankentürmen gebaut. In späterer Zeit, ab etwa 1170 bis 1190, entstanden gegen ganze Heere gerichtete große festungsartige Kompaktbauten mit Donjons, Ringhallen, Gewölben, außen mehrere Mauerringe mit Flankentürmen und Wehrkern, als Höhepunkt und „Inbegriff der Kreuzfahrerburg“ der Crac des Chevaliers im heutigen Syrien. Was die Vorbildwirkung betrifft, ist die Forschung trotz längerer Diskussion zurückhaltend. Für Deutschland ist nach Stanzl ein konkreter Einfluss kaum zu fassen, doch dürften manche Anregungen über Frankreich gewirkt haben. Olaf *Wagener* erläutert Maßnahmen und Anlagen zur Belagerung von Burgen (S. 391–395).

Am Schluss des Buches nimmt Cord *Meckesep* in gehobener Sprache Stellung zur „Ikonologie“ der Burg (S. 403–418). Er fragt nach den zeichenhaften Aussagen des Bauwerks einer konkreten Burg, dann vorbildhafter Bauten wie Castel del Monte, das als Abbild einer Reichskrone oder gar des himmlischen Jerusalem gedeutet wurde, weiter nach dem Zeichensystem der Bauornamentik und Wandmalerei und schließlich nach der mittelalterlichen Dichtung, die etwa durch einen Überreichtum an Burgtürmen zur Idealisierung bis zur Phantastik einer „märchenhaften Wunderwelt“ beitrage. Die Zeichensprache einer Burg stelle das Selbstbewusstsein der Herrschaft dar und demonstriere es nach außen.

Die vom Breisgau ausgehende Burgenforschung hat mit diesem Band eine wichtige Zusammenfassung zahlreicher einzelner Arbeitsergebnisse vorgelegt und dabei auch interessante überregionale Erkenntnisse von den frühen Burgen in antiker Tradition bis zu spätmittelalterlichen Burgfrieden einbezogen. Das Werk wird mit seinen vielfachen Perspektiven die weitere Beschäftigung mit Burgen beeinflussen und ihr hilfreiche Impulse geben.

Hans-Martin Maurer

Die Visconti und der deutsche Südwesten. Kulturtransfer im Spätmittelalter. Hg. von Peter *Rückert* und Sönke *Lorenz* (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 11). Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2008. 346 S. mit 34 Abb. ISBN 978-3-7995-5511-1. € 27,50

Der Alltag ist das unreflektierte Immergleiche des Eigenen, in ihm sind auch Modewandel, in langfristiger Perspektive sogar Wertewandel eingeschlossen. Erst die Konfrontation mit den Fremden und dem Fremden bricht dieses scheinbar Unveränderliche des Eigenen auf, stellt es in Frage oder bestätigt es: „Letzten Endes habe ich in Deutschland gelernt, wie schön Italien ist“, schreibt Francesco Petrarca 1333 über seine, von Klaus Heitmann in dem anzuzeigenden Band analysierte Rheinreise. Fasziniert von dem wesentlich auch aus gegenwärtiger Erfahrung gewonnenen Thema ‚Kulturtransfer‘ blickt die internationale Mediävistik seit einigen Jahren auf die Kulturphänomene, die im Mittelalter als ‚eigen‘ und ‚fremd‘ beschrieben wurden. Sie untersucht die Austauschbeziehungen sowohl in der sich durch die verändernde Wahrnehmung der Europäer während des 15. Jahrhunderts immer mehr erweiternden